



dot:
books

MADGE
SWINDELLS

*Die Sterne über
Namibia*

Roman

Über dieses Buch:

»Sie denken, Sie haben nur ein paar Papiere gefunden, aber es ist das bestgehütete Geheimnis unserer Familie ...« Drei Frauen haben ein Leben lang für ihr Glück gekämpft, an der Atlantikküste Afrikas, in den Weiten der Kalahari und in England – stehen sie nun vor den Scherben ihrer Träume? Marika, die berühmte Designerin, deren Herz seit einem grausamen Verrat vor vielen Jahren gebrochen ist; Sylvia, ihre Tochter, eine aufstrebende Schauspielerin, die ohne Vater aufwachsen musste; Bertha, Marikas liebevolle Adoptivmutter, die alles tun würde, um ihre Lieben zu beschützen. Sie alle haben zu lange die Augen verschlossen vor dem, was vor langer Zeit geschah. Nun müssen sie entscheiden, was ihnen wichtiger ist: eine vermeintliche Wahrheit, mit der sie sich schon lange arrangiert haben – oder die Erinnerung an eine Liebe, die voller Dornen war ...

Über die Autorin:

Madge Swindells wuchs in England auf und zog für ihr Studium der Archäologie, Anthropologie und Wirtschaftswissenschaften nach Cape Town, Südafrika. Später gründete sie einen Verlag und brachte vier neue Zeitschriften heraus, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Bereits ihr erster Roman, »Ein Sommer in Afrika«, wurde ein internationaler Bestseller, dem viele weitere folgten.

Die Website der Autorin: www.madgeswindells.com

Bei dotbooks veröffentlichte Madge Swindells ihre großen Familien- und Schicksalsromane »Ein Sommer in Afrika«, »Eine Liebe auf Korsika«, »Die Rose von Dover«, »Liebe in Zeiten des Sturms«, »Das Erbe der Lady Godiva« und »Die Löwin von Johannesburg« sowie ihre Spannungsromane

»Zeit der Entscheidung«, »Im Schatten der Angst«, »Gegen alle Widerstände« und »Der kalte Glanz des Bösen«.

eBook-Neuausgabe November 2020

Die englische Originalausgabe erschien erstmals 1985 unter dem Originaltitel »Song of the Wind« bei Macdonald, London. Die deutsche Erstausgabe erschien 1987 unter dem Titel »Die Zeit der Stürme« bei Bastei Lübbe.

Copyright © der englischen Originalausgabe 1985 by Madge Swindells

Copyright © der deutschen Erstausgabe 1987 Gustav Lübbe Verlag GmbH, Bergisch Gladbach

Copyright © der Neuausgabe 2020 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Wildes Blut - Atelier für Gestaltung
Stephanie Weischer unter Verwendung mehrerer
Bildmotive von Bildmotiven von shutterstock/Creative
Family, BLab, Oleg Znamenskiy, Artist, Sarawut
Konganantdech, worananphoto, Annuitti, MSPT
eBook-Herstellung: Open Publishing GmbH (ts)

ISBN 978-3-96655-427-5

Liebe Leserin, lieber Leser, wir freuen uns, dass Sie sich für dieses eBook entschieden haben. Bitte beachten Sie, dass Sie damit ausschließlich ein Leserecht erworben

haben: Sie dürfen dieses eBook - anders als ein gedrucktes Buch - nicht verleihen, verkaufen, in anderer Form weitergeben oder Dritten zugänglich machen. Die unerlaubte Verbreitung von eBooks ist - wie der illegale Download von Musikdateien und Videos - untersagt und kein Freundschaftsdienst oder Bagatelldelikt, sondern Diebstahl geistigen Eigentums, mit dem Sie sich strafbar machen und der Autorin oder dem Autor finanziellen Schaden zufügen. Bei Fragen können Sie sich jederzeit direkt an uns wenden: info@dotbooks.de. Mit herzlichem Gruß: das Team des dotbooks-Verlags

Sind Sie auf der Suche nach attraktiven Preisschnäppchen, spannenden Neuerscheinungen und Gewinnspielen, bei denen Sie sich auf kostenlose eBooks freuen können? Dann melden Sie sich jetzt für unseren Newsletter an: www.dotbooks.de/newsletter.html (Versand zweimal im Monat - unkomplizierte Kündigung-per-Klick jederzeit möglich.)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weitere Bücher aus unserem Programm. Schicken Sie einfach eine eMail mit dem Stichwort »Die Sterne über Namibia« an: lesetipp@dotbooks.de (Wir nutzen Ihre an uns übermittelten Daten nur, um Ihre Anfrage beantworten zu können - danach werden sie ohne Auswertung, Weitergabe an Dritte oder zeitliche Verzögerung gelöscht.)

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.instagram.com/dotbooks

blog.dotbooks.de/

Madge Swindells
Die Sterne über Namibia

Roman

Aus dem Englischen von Wolfgang Crass

dotbooks.

Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.
Römer 12, Vers 19

Kapitel 1

Johannesburg, 25. Februar 1969

Es war Mitternacht. Am Horizont zogen sich düster und bedrohlich wie die Phalanx eines Dämonenheers riesige Gewitterwolken zusammen; Blitze, Speerspitzen gleich, zuckten vom Himmel herab, und der Donner rollte wie das Stampfen einer aufmarschierenden Armee. Die Geräusche der Sommernacht schienen immer näher zu kommen: das pulsierende Sirren der Zikaden, die Paarungsrufe der Ochsenfrösche, und dann und wann der Schrei eines Raubvogels.

Den Schatten suchend, bewegte sich auf leisen Sohlen ein Mann an den hohen Zäunen entlang, die den Villen von Parktown Schutz gaben. Jeder spürte, daß die Nacht sein Zuhause war. Die Schwarzen, die ihm begegneten, hielten auf Distanz, denn es war eine gewisse Furchtlosigkeit, ja eine Bedrohlichkeit an ihm.

Er sah sich um, überquerte die Straße und setzte sich auf eine Mauer, von der aus sich ein weiter Blick über die Stadt bot. Unter ihm leuchteten die Lichter von Johannesburg gelb, rot und blau. Die Straßen, breit, neu und kompromißlos gerade von Norden nach Süden und von Osten nach Westen verlaufend, ließen starre Rechtecke entstehen, die von hier oben wie bunte Aufkleber auf einem Reißbrett aussahen. Auch die riesigen Abraumhalden südlich der Stadt glänzten, wie von Ausschlag bedeckt, in vielfarbigem Neonlicht. Er selbst befand sich in einem der teureren Wohngebiete der Stadt, die sich nach Norden

erstreckten. Hier gab es schöne Alleen, und in den Privatgärten glitzerten hellerleuchtete Swimmingpools. Ein anspruchsvolles, sauberes Volk hatte in Afrika geordnete Verhältnisse geschaffen.

Nichts als Schminke. Der Mann lächelte grimmig. Zu oft schon hatte er es erlebt, in Zaire, in Uganda ... Zum Schluß gewann doch die Barbarei.

Er stellte fest, daß sein Herz laut pochte, und zählte stirnrunzelnd seinen Puls. Vierundachtzig! Einen Moment lang war er beunruhigt; ein perfekt durchtrainierter Körper und ausgezeichnete Reflexe waren für seine Arbeit unerlässlich. Dann erst wurde ihm wieder bewußt, wie hoch er hier war: In zweitausend Meter Höhe konnte man schon einmal außer Atem geraten.

Hinter ihm auf einem Hügel stand Xhabbo, das Haus des Bergbau-Magnaten Günter Grieff. Die alte, stilvolle Villa, ein Überbleibsel aus der Pionierzeit der Minen, stand auf einem sechs Morgen großen Grundstück inmitten weiter Rasenflächen und eines alten Baumbestandes.

Der Name des Mannes war Kramer, auch wenn sein Paß einen anderen nannte. Er war erst seit wenigen Stunden in Johannesburg, aber er kannte den Tagesablauf in Xhabbo so genau wie seinen eigenen.

So wußte er zum Beispiel, daß der Hausmeister, der Jim Hackett hieß, gerade seinen letzten Kontrollgang hinter sich hatte. Er hatte die beiden Zulus überprüft, die als Wachtposten am Vorder- und Hintereingang standen, und war dann zu seinem Häuschen an der Toreinfahrt zurückgekehrt. Dort würde er bis zum nächsten Morgen bleiben. Die Wachtposten hatten es sich inzwischen bestimmt auf der Veranda vor dem Haus bequem gemacht, würfelten und hatten den ersten Krug Wein schon geleert.

Kramer fühlte eine gewisse Unruhe in sich, obwohl das, was er hier zu tun hatte, ein Kinderspiel war. Grieff saß in Paris im Gefängnis und hatte einen Prozeß durchzustehen, in dem es um sein Leben ging. Seine Frau saß Tag für Tag

im Zuschauerraum. Der Prozeß hatte Aufsehen erregt: Grieff war schließlich der reichste Mann Afrikas, der Besitzer des Kwammang-a, eines der größten Diamanten der Welt. Er sah gut aus, war ein Draufgänger - zusammen mit seinen Tauchern hatte er an der gefährlichen Skelettküste nach Diamanten gesucht -, flog seinen eigenen Jet, fuhr mit seinem eigenen Wagen Rennen, war ein qualifizierter Geologe und verschwand dann und wann monatelang im afrikanischen Busch, um dort zu schürfen und neue Stücke für seine Sammlung primitiver afrikanischer Kunst aufzuspüren.

Die Zeitungen berichteten schon seit Wochen über kaum etwas anderes. Der Skandal des Jahres! Der Prozeß sorgte dafür, daß tagtäglich jeder Haushalt in England und im übrigen Europa, den Vereinigten Staaten und in Südafrika mit den intimsten Details über das Leben der vornehmen Gesellschaftskreise versorgt wurde. Man sah sich bestätigt: Reichtum und Ruchlosigkeit gingen tatsächlich Hand in Hand. Die öffentliche Kritik an Günter Grieff war vernichtend. Sie traf auch seine Frau Claire. Wahrscheinlich hätte sie als tragische Gestalt und gebrochene Ehefrau bei Presse und Öffentlichkeit Mitgefühl gefunden, wenn das Verbrechen ihres Mannes nicht gar so entsetzlich gewesen wäre.

Es war inzwischen ein Uhr morgens. Die Stunde seit Mitternacht war nur langsam vorübergegangen. Kramer musterte nachdenklich die Gewitterwolken, die sich drohend im Südosten auftürmten, während auf der anderen Seite der Mond am klaren Himmel leuchtete. Am Horizont zuckten an mehreren Stellen gleichzeitig Blitze auf, und aus weiter Ferne rollte ununterbrochen der Donner. Es würde ein furchtbares Gewitter werden, und es kam mit Riesenschritten näher. Es würde den Hausmeister aus dem Schlaf reißen, und die Wachtposten zu ihrem Standort zurückscheuchen. Vielleicht würde sogar das ganze Dach

abgedeckt werden. Er hatte solche Gewitter öfter erlebt. Er mußte früher einsteigen, als er vorgehabt hatte.

Kramer eilte über den Rasen. Die Tür zum Sicherungskasten war nicht abgeschlossen. Er öffnete sie und schaltete die Hauptsicherung aus. Dann zog er sich in den Schatten des Hauses zurück.

Einer der Wachtposten kam langsam, seinen Stock in der Hand, den Pfad entlang. Das helle Mondlicht warf seinen Schatten riesig und grotesk geformt an die Außenmauer der Villa. Kramer sah, daß der Mann alt war, und konnte seine milchigen Augen und seinen weißen Bart erkennen. Als der Wächter an den Fenstern und der Tür rüttelte, winselte sein Hund unruhig. Die Gestalt entfernte sich wieder, und kurz darauf wurde das Würfelspiel fortgesetzt. Die Würfel klapperten auf einer Holzplatte, ein unterdrückter Fluch war zu hören, und eine Flasche wurde auf den Boden geknallt.

Es war Zeit anzufangen.

Kramer brauchte nur Sekunden, um die Hintertür aufzubekommen. Er huschte lautlos durch die Räume, ließ dann und wann den Strahl seiner Taschenlampe kurz nach links oder rechts zucken und schätzte wie ein Computer automatisch die Gegenstände, die dabei beleuchtet wurden: seltene Bücher und Landkarten, chinesische und persische Teppiche, Gemälde, Silbergegenstände, geschliffenes Glas, und an den Wänden zwischen afrikanischen Landschafts- und Tierbildern einige bekannte Meisterwerke.

Wolken schoben sich vor den Mond, und es wurde dunkel im Haus. Die Zikaden verstummten. Die Ochsenfrösche flohen in den Fischweiher. Dann plötzlich zuckte ein naher Blitz, und der Donner krachte.

Kramer nahm es kaum zur Kenntnis. Er fand den Safe dort, wo er sich üblicherweise befand: im Arbeitszimmer, hinter einem großen Ölgemälde in die Wand eingelassen. Schwitzend gab er die Zahlenkombination ein, dann

richtete er sich auf, holte tief Luft und öffnete mit einem Ruck die Tür.

Die Enttäuschung hätte kaum größer sein können. Er fand ein Dutzend Krügerrands aus Gold, die nicht mehr als ein paar tausend Dollar wert waren, einen Schuhkarton voller kleiner ungeschliffener Diamanten, die wie Glasstückchen aussahen, einige Grundstücksurkunden und Aktienzertifikate sowie ein Bündel Hundert-Dollar-Scheine. Er verstaute alles mit Ausnahme der Urkunden in seiner mit Waschleder gefütterten Aktentasche, wo aber war der Kwammang-a?

Vom hinteren Teil des Arbeitszimmers führte eine Tür zu einem kleinen Nebenzimmer. Als Kramer hineinging, erfüllte ein Blitz den Raum mit einem surrealistischen Licht, und in diesem Bruchteil einer Sekunde glotzten ihn von den Wänden tausend Augen böse an. Dann erschütterte der Donner das Haus wie ein schwerer Schlag. Kramer ließ den Strahl seiner Taschenlampe über Masken und Statuen wandern, über Fruchtbarkeitspuppen, Totenmasken und stilisierte Gesichter, angefertigt, um primitiven Menschen Angst einzujagen, Idoma-Figurinen, Knono-Masken, Kyuy-Schlangenköpfe. Das Zimmer war vollgestopft mit Grieffs Sammlung afrikanischer Kunst. Bestimmt eine Menge wert, dachte Kramer, aber er hatte keine Ahnung, wieviel. Verärgert verzog er das Gesicht.

Es dauerte bis vier Uhr früh, bis Kramer den Safe von Claire Grieff gefunden hatte, der geschickt in die Decke ihres holzverkleideten Kleiderschranks eingebaut war. Darin fanden sich Diamanten, Halsbänder, Ohrringe und Broschen, die mit Rubinen, Smaragden und Saphiren besetzt waren, sowie ein smaragdbesetzter Gürtel in Form einer silbernen Schlange mit Augen aus Rubinen. Die Schmuckstücke, eine erlesene Kollektion aus allen Teilen der Welt, hatten ein Vermögen gekostet. Der Kwammang-a aber war nicht dabei. Kramer war wütend und enttäuscht.

Zwischen dem Schmuck fand er noch ein Bündel Papiere, die er auch im Schein seiner Taschenlampe durchsah. *Letzter Wille von Claire Grieff, geb. McGuire*, las er da. *Ich, Claire Grieff, erkläre hiermit ...*

Als er die bereits brüchigen und vergilbten alten Dokumente durchgelesen hatte, stieß er einen leisen Fluch aus. Verdammte Scheiße! Er konnte froh sein, nie geheiratet zu haben. Hier, in diesem Zimmer waren die Beweise eingeschlossen, die Günter Grieff die Freiheit geben konnten.

Als er sich nach einem geeigneten Behälter umsah, fiel sein Blick auf eine gerahmte Fotografie der Grieffs. Im Hintergrund war nur Wüste zu sehen. Günter Grieff hatte den Arm um seine Frau gelegt und lächelte stolz in die Kamera.

Der Flug von London hierher hat sich also doch gelohnt, dachte Kramer bei sich, während er die Papiere in seiner Tasche verstaute.

Kapitel 2

Es war einer jener grauen Londoner Nachmittage, die auf sehr kalte Nächte folgen. Bald würde es anfangen zu schneien. In die Cafeteria von Charing Cross Station fiel kaum Tageslicht. Es war muffig hier, und die Luft roch nach der Klimaanlage, nach Staub und alten Schuhen.

Zwischen den herumhastenden Pendlern, die schnell eine Tasse Tee tranken oder ein Sandwich herunterschlagen, saß bewegungslos, wachsam und gespannt Kramer. Wie ein Raubtier betrachtete er die Eintretenden – so, als wollte er sich aus einer Tierherde sein Opfer aussuchen.

Eine Frau kam herein, plötzlich verebbte das Stimmengewirr, und verstohlene Blicke richteten sich auf sie. Sie galten weniger ihrer auffallend extravaganten Kleidung oder ihrem offenbar teuren Schmuck als vielmehr wohl einer gewissen Arroganz in ihren Bewegungen, die sie aus der Masse heraushob. Es war eine kleine, sehr schlanke Frau, etwas zu zierlich für ihre üppige rote Haarpracht.

Sie ging zu einem der freien Tische, musterte kurz die Gäste an den Nachbartischen, wandte den Blick dann aber rasch wieder ab und setzte sich.

Mitte vierzig, dachte Kramer bei sich. Ihre Haut war von der Sonne faltig und sommersprossig, aber sie hatte trotzdem etwas Jugendliches an sich. Ihre Augen waren blaßblau – kluge Augen; und ihr Mund war ein schmaler, scharlachroter Strich.

Ehrgeizig, skrupellos und hart, konstatierte Kramer, während er Claire Grieff nachdenklich weiter beobachtete.

Allerdings vermißte er das stolze Lächeln, das er zwei Nächte zuvor auf der Fotografie gesehen hatte. Sie sah mißtrauisch und trotzig aus. Als sie an diesem Morgen das Treffen vereinbart hatten, war die Angst in ihrer Stimme unverkennbar gewesen.

Kramer wartete noch eine Weile ab. Soll sie doch schwitzen, dachte er. Automatisch, ohne sich dessen selbst richtig bewußt zu werden, schätzte er ab, wieviel ihr Schmuck wohl wert war: der Diamantring vielleicht zehn, die Smaragdbrosche drei – nein, nur zwei, weil die Steine zu klein waren und der Wert vor allem in der künstlerischen Verarbeitung lag. Aber die müßte geändert werden.

Einige Minuten später ließ sie ihren Blick prüfend auf ihm ruhen, sie zog eine Augenbraue leicht hoch, ihre grellroten Lippen kräuselten sich ein wenig, und ein tiefrot lackierter Fingernagel winkte ihn heran.

Er erhob sich widerwillig. Blöde Ziege! Hat sie mir doch tatsächlich den Spaß verdorben!

»Kaffee?« fragte sie. Ihre Stimme war tief und befehlsgewohnt, eine Stimme, wie sie sich nur die ganz Reichen erwerben.

Er nickte und setzte sich neben sie.

Claire fühlte sich sicherer, nachdem sie nun in direkten Kontakt mit ihm getreten war. Sie spürte die Brutalität, die in diesem Mann schlummerte, die mühsam verborgene Feindseligkeit. Ein verbitterter Mann, dachte sie, der schon lange seine Sinnlichkeit und seine Gefühle erstickt hat. Sie hatte solche Männer wie ihn schon früher kennengelernt, in Afrika – Männer, die das Töten zum Beruf gemacht hatten, weil sie die Achtung vor dem Leben verloren hatten. Er hatte etwas an sich, das ihr einen eiskalten Schauer den Rücken hinunterlaufen ließ, und dennoch hatte ihre nagende Angst nun etwas nachgelassen. Ein Agent war er nicht – dessen war sie sich sicher. Das war ein

ehemaliger Söldner, der zum Verbrecher geworden war. Überdeutlich sah man es ihm an.

Der Kaffee kam. Claire spielte mit dem Löffel, während sie sich wortlos gegenüber saßen und die Stärken und Schwächen des anderen abzuschätzen versuchten.

»Wie ich sehe, sind Sie in Johannesburg ja schön braun geworden.« Claires blaue Augen blitzten.

Kramer zuckte die Achseln. Er war nicht hier, um seine Zeit zu verschwenden. »Kommen wir zur Sache«, sagte er rauh. »Ich habe etwas zu verkaufen. Und Sie sind interessiert daran. Machen Sie mir ein Angebot.« Seine Augen verengten sich verächtlich.

Claire spürte, wie Wut in ihr hochstieg. Für wen hielt er sie eigentlich? »Leben Sie gut davon, anderen Leuten ihr Eigentum zu stehlen und es ihnen dann wieder zum Kauf anzubieten?« fragte sie kühl.

Er lehnte sich zurück, neigte seinen Kopf zur Seite und taxierte sie, ohne ein Wort zu sagen. Dann zog er ein Notizbuch und einen Stift heraus, kritzelte eine Nummer auf eine Seite, riß sie heraus und gab sie ihr. »Wenn Sie mir ein Angebot machen wollen, schicken Sie es mir an dieses Postfach. Sie haben vierundzwanzig Stunden Zeit.« Er stand auf. »Danke für den Kaffee.«

Man sah Claire an, wie erschreckt sie war. »Nein, warten Sie.«

»Es gibt nichts mehr zu sagen«, antwortete er ruhig. »Sie haben vierundzwanzig Stunden. So einfach ist das. Ich melde mich bei Ihnen.«

Sie rang nach Luft. »Ich verhandle im Auftrag meines Mannes«, log sie. »Sie sollten sich lieber anhören, was ich zu sagen habe.«

Kramer beobachtete sie gespannt. Sie war nervös, sie log schlecht, und sie hatte Angst.

»Haben Sie noch jemand anderem dieses Angebot gemacht?« flüsterte sie schließlich.

»Nein.« Wie erleichtert sie aussah! »Aber ich habe noch ein paar Verabredungen«, log er. »Ich werde das höchste Gebot annehmen.«

Die Erleichterung in ihrem Gesicht war dahin, Wut trat an ihre Stelle. »Sie widerlicher Erpresser!«

Er zuckte mit den Achseln, stand auf und ging auf die Eingangstür zu. Einen Augenblick später spürte er ihre Hand auf seinem Arm.

Ihr Gesicht hatte sich zu einer häßlichen Fratze verzerrt, und ihre Hände zitterten, als sie seinen Zettel in kleine Stücke riß. »Sagen Sie mir Ihren Preis sofort«, bedrängte sie ihn. »Sonst bekommen Sie vielleicht gar nichts.«

»Sie machen einen sehr erregten Eindruck, Mrs. Grieff«, sagte er ruhig. »Die Leute drehen sich schon nach Ihnen um. Ich würde Ihnen nicht raten, mir nach draußen zu folgen – zumindest nicht, bis Sie den Kaffee bezahlt haben.«

Claire setzte sich wieder und suchte mit zitternden Fingern in ihrer Handtasche nach Kleingeld. Tränen der Angst, der Wut und der Machtlosigkeit zogen sich eine unregelmäßige Bahn durch ihr Make-up.

Der Schnee fiel immer dichter, die tiefhängenden Wolken bezogen von dem Lichtermeer London einen unheimlichen Schimmer und der Nordwind wurde stärker. Großer Gott, war das kalt!

Er eilte durch die Straßen. Er mußte nachdenken. Der Schnee blieb leuchtend weiß auf Hecken und Vordächern liegen und sammelte sich in den Ecken; man sah kaum noch dreißig Meter weit.

Er begann, durch den Schneesturm zu rennen, um so das Gefühl von Verwundbarkeit und Ungedecktheit abzuschütteln, das er seit seiner Zeit als Söldner nicht mehr erlebt hatte. Dann verlangsamte er plötzlich seine Schritte und lauschte: Jemand kam hinter ihm her, deutlich

hörte er die Gummisohlen auf dem frisch gefallenem Schnee, nur wenige Meter entfernt. Jetzt ein leises Knirschen, so, als wäre jemand auf einen Stein getreten, dann ein kurzes Stolpern. Kramer starrte angestrengt in das Schneetreiben. Die Nacht war voller weißer Gestalten und undurchdringlicher Schatten, aber er konnte nichts entdecken, was nach einem lebenden Wesen aussah.

Trotzdem bestand kein Zweifel, daß er verfolgt wurde. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er es erst jetzt gemerkt hatte, und stellte sich in den nächstbesten Hauseingang.

Sein Verfolger rannte jetzt und kam schnell näher. Er machte gar keinen Versuch, sich verborgen zu halten. An der Straßenecke stockte der Mann und stieß einen Fluch aus, weil er nicht wußte, welche Richtung.

Dann öffnete sich die Tür.

Kramer konnte das Erstaunen kaum verbergen. Die Frau, die da in der Tür stand, war unbestreitbar eine Schönheit. Ihre Haut war weiß und makellos. Ihr marineblaues Kleid fiel ihr in Falten von den Schultern und erinnerte an ein Gewand aus der griechischen Antike. Ihr goldenes Haar hing in Locken bis auf ihre freien Schultern herab. Und ihre bernsteinfarbenen Augen leuchteten einladend.

»Guten Tag«, sagte sie. »Das ist also der berühmte Mr. Jones.« Sie lachte so, als teilten sie beide ein intimes Geheimnis. Dann ging sie auf ihn zu, blieb ein wenig zu nahe bei ihm stehen und blickte in sein Gesicht. Sie registrierte seine ebenmäßigen, doch harten Gesichtszüge, seine kalten Augen, seine sonnengebräunte Haut. »Ich habe so einen Mann wie Sie schon lange nicht mehr gesehen«, sagte sie schließlich. »Es ist noch nicht lange her, daß Sie Afrika verlassen haben, nicht wahr? Wenn ich raten müßte: ehemaliger Söldner.«

»Sie brauchen nicht zu raten«, sagte er verlegen und wich einen Schritt zurück, als sie ihm eine Hand auf den

Arm legte. Sie will die Papiere unbedingt haben, schoß es ihm durch den Kopf, und sie würde so ziemlich alles dafür tun, um sie zu bekommen.

»Sie wissen doch sicher, wer ich bin«, sagte sie leise.

Natürlich wußte er, wer sie war. Der Skandal und der Prozeß hatten sie berühmt gemacht. Marika Magos – die Pelzkönigin, wie sie in den Zeitungen genannt wurde. Sie sah noch viel, viel bezaubernder aus, als die Zeitungsbilder es zeigen konnten.

»Sie waren ja wirklich sehr fleißig, Mr. Kramer.«

Woher zum Teufel wußte sie, wer er war? Kramer konnte seine Überraschung nicht verhehlen.

Sie lachte über sein Unbehagen. »Sie dürfen sich nicht aufregen, wenn jemand das gleiche Spiel wie Sie selbst spielt«, sagte sie mit sanfter Stimme. Sie ließ sich mit einer katzenartigen Bewegung auf die Couch gleiten, legte ihre weit geöffneten Arme auf die Rücklehne und schlug die Beine übereinander. »Lassen Sie uns etwas zusammen trinken. Würden Sie uns einen Drink eingießen?«

Kramer war wie gebannt von dieser Frau. Er konnte seinen Blick kaum von ihr losreißen, und er verschüttete Whisky auf die Bar. »Ich möchte wissen, was Sie wollen«, sagte er barsch. Er beobachtete sie genau. Sie war nicht von der Sorte, die mit jedem gleich ins Bett ging, und trotzdem war unverkennbar, daß sie sich ihm anbot. Von diffizilen Verführungskünsten konnte dabei keine Rede sein, von Leidenschaft schon gar nicht. Dafür aber war bei ihr mehr nur ein Hauch von Verzweiflung zu verspüren.

»Ich will die Papiere ... Ich muß sie haben.« Ihre Stimme zitterte vor Erregung. »Außerdem ...«, sie sah ihn flehentlich an. »Außerdem will ich, daß Sie sich um meinen Mann kümmern.«

»Ich bin kein Killer«, sagte er, trank sein Glas aus und griff nach seiner Windjacke.

»Ich habe ja nicht gesagt, Sie sollen ihn umbringen. Nur Angst sollen Sie ihm einjagen – eine höllische Angst.«

»Tut mir leid. Ich will nur die Papiere verkaufen.«

»Eine Million Pfund. Denken Sie darüber nach. Sie könnten sich zur Ruhe setzen, Mr. Kramer.«

»Oder ums Leben kommen«, erwiderte er.

»Was man Ihnen auch anbietet - ich biete mehr, viel mehr«, sagte sie verzweifelt. »Ich bin eine sehr reiche Frau. Nennen Sie Ihren Preis. Sie können haben was Sie wollen.«

Aber nicht den Kwammang-a, dachte er. »Keine Chance«, sagte er und ging abrupt hinaus.

Kapitel 3

Er ging zügig durch die beißende Kälte. Nur ab und zu blieb er stehen, um sich nach einem vorbeifahrenden Taxi umzusehen. Aber Taxis schienen in Hampstead selten zu sein. Er war schon fast zu Hause, als er endlich eines erwischte.

Das Schneetreiben war inzwischen noch schlimmer geworden. Als er aus dem Taxi stieg, konnte er kaum noch etwas erkennen. Vor der Haustür stolperte er über etwas, das er zunächst für einen großen Sack hielt, den ihm jemand dorthin gelegt hatte. Als er sich darüber beugte, rutschte der Körper zur Seite und blieb, den Rücken nach unten, auf der Fußmatte liegen.

Ein verschollener Mund öffnete sich langsam und gab dabei eigenartige, qualvoll quäkende Töne von sich. Kramers erste Empfindung war Ekel: vor dem Blut, vor der Hilflosigkeit und der Entwürdigung dieser jungen Frau, deren Gesicht - so viel war immerhin noch zu erkennen - auffallend hübsch war. Dann aber wurde das Ekelgefühl von Mitleid verdrängt. Er schloß die Tür auf, hob die Frau auf, trug sie in sein Wohnzimmer und legte sie hin.

Erst als er jetzt aufsah, bemerkte er das Chaos, das ihn umgab. Seine Wohnungseinrichtung war auseinandergenommen worden, Stück für Stück, von Experten offensichtlich.

Er zwang sich, seine Aufmerksamkeit wieder dem Mädchen zuzuwenden. Wer zum Teufel war sie? Wer hatte sie so zugerichtet? Ihr Atem ging kräftig, aber unregelmäßig, ihre Pulsfrequenz war zu hoch. Eine Gesichtshälfte war angeschwollen, und zwei blaue Augen

kündigten sich an. Schlimmer war jedoch, daß die Frau stark unterkühlt war.

Er rannte nach oben, um eine Decke und ein Kissen zu holen. Als er wiederkam, gab das Mädchen wieder diese quäkenden Töne von sich und rollte mit den Augen. Er holte ein Glas und flößte ihr Brandy ein. Dann untersuchte er ihre Arme und Beine, aber es schien nichts gebrochen zu sein; allem Anschein nach handelte es sich nur um Prellungen.

Nach einer Weile stöhnte sie leise und öffnete die Augen. »Sind Sie Kramer?« fragte sie.

Kramer zuckte zusammen. Wie hatte auch sie es geschafft, seinen Namen herauszubekommen – und seine Adresse? Obwohl sie so furchtbar zugerichtet war, erkannte er sie nun. Dieses Gesicht war jeden Abend im Fernsehen zu bewundern. *Sylvia Shaw, dieser gutaussehende Publikumsliebbling, ist 9000 Dollar pro Tag wert*, hatte er kürzlich in einem Magazin gelesen.

»Ich bin überfallen worden«, stammelte sie. »Ich wollte Ihnen mein ganzes Geld bringen. Ich habe es heute nachmittag von der Bank geholt. Und jetzt ist es weg.« Sie schluchzte. »Ich *muß* die Papiere haben.«

Kindisches Weinen, laut und fordernd, als wollte sie Hilfe herbeifließen. Kramer ignorierte sie und ging in eine Ecke des Zimmers, wo ein Stapel verstaubter Magazine und Zeitungen lag, die er flüchtig durchsah. »Wer wußte davon?« fragte er sie über die Schulter.

»Wovon?«

»Daß Sie mit dem Geld herkommen wollten.« Er drehte sich um und beobachtete sie aufmerksam. »Und wieso sind Sie eigentlich hierhergekommen? Woher wissen Sie, wer ich bin?«

Sie preßte verstockt den Mund zusammen, und wieder stiegen ihr Tränen in die Augen.

»Na schön«, sagte er. »Sind Sie das?« Er hielt ein amerikanisches Nachrichtenmagazin hoch. Das Gesicht auf

dem Titelblatt war unbestreitbar schön: große veilchenblaue Augen, in denen Wärme und Mitgefühl leuchteten; lange blonde Haare, die das Gesicht umschwebten, als wäre dieses Wesen gerade von einer anderen Welt über den Wolken, deren Bewohner allesamt überirdisch schön waren, zur Erde herabgestiegen. »Unglaublich«, murmelte er in sich hinein.

»Ja, das bin ich«, flüsterte sie. »Sie *müssen* mir die Papiere verkaufen. Sie können es ja selbst nachlesen, wieviel ich verdiene. Was Sie auch wollen, ich werde es Ihnen zahlen. Nennen Sie mir nur Ihren Preis. So verstehen Sie doch: Es geht um Leben und Tod!«

»Ja«, sagte er bedächtig. »Das ist so ziemlich das einzige, was ich verstehe.«

Sylvia wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und blickte ihm in die Augen. »Ist es wahr, daß Claire die Papiere bekommen hat?«

»Ich habe mit ihr nur verhandelt ...«

»Mein Gott, lügen Sie mich nicht an!«

Sie ist noch sehr jung, dachte er. Höchstens Anfang Zwanzig. Und sie hat einen Dickkopf. Ein Mädchen, das sich vielleicht überreden läßt, das man aber nicht einschüchtern kann. Er selbst hatte nie Kinder gehabt. Hätte ich welche, dachte er, dann wären sie jetzt vielleicht ungefähr so alt wie Sylvia. Er fühlte sich von ihrer Verzweiflung seltsam gerührt. Hoffentlich bin ich nicht dabei, wenn sie sich zum erstenmal im Spiegel sieht, schoß es ihm plötzlich durch den Kopf.

»Herrgott noch mal«, platzte sie heraus, »sagen Sie mir einfach, wieviel.«

Mehr, als sie hatte. »Ich werde Ihr Angebot weitergeben.«

Mit einem hoffnungslosen Ausdruck im Gesicht wandte sie sich ab. Dann stieß sie die Decke zur Seite, stützte sich an der Rückenlehne der Couch ab und stand unsicher auf.

»Als Sie kamen, waren sie hier, nicht wahr?« Er deutete auf das verwüstete Zimmer. »Sie haben die Leute gestört.«

»Ja, das habe ich wohl.«

»Haben Sie irgendwas von ihnen erkennen können?«

»Sie hatten Strümpfe über den Gesichtern. Schrecklich!« Sie schüttelte sich. »Wo finde ich einen Spiegel?« Sie begann, mit dem Zeigefinger über ihr Gesicht zu fahren. »Autsch!« Sie bewegte vorsichtig ihren Kopf.

»Wenn ich Sie wäre, würde ich keinen Spiegel suchen.«

»Sehe ich so schlimm aus?«

Er nickte. »Die Verletzungen sind aber nur oberflächlich. In zehn Tagen sehen Sie wieder wie neu aus. Möchten Sie etwas trinken?«

»Bitte.«

Kramer goß ihr noch etwas Brandy ein. Während sie daran nippte, musterte er sie nachdenklich. In Grieffs Leben mangelte es nicht an Frauen. Eine von ihnen hatte den Diamanten. Vielleicht ist *sie* sogar diejenige, dachte er, aber wahrscheinlich nicht. Doch sie konnte ihm etwas anderes geben, daß er brauchte: Informationen. Allerdings fühlte er sich genauso unsicher wie damals in Zaire, als er anhand der falschen Landkarte mit dem Fallschirm abgesprungen – und prompt im Gefängnis gelandet war.

»Hören Sie«, sagte er, »wenn ich wüßte, was hier eigentlich vor sich geht, könnte ich vielleicht über Ihr Angebot entscheiden.« Er hatte wohl nicht überzeugend genug gelogen, denn er bemerkte Zweifel und Verärgerung in ihrem Gesicht. Verlegen drehte er sich um und goß sich noch einen Drink ein.

»Also gut.« Sie zögerte. »Ich weiß eigentlich auch nicht alles. Es gibt nur eine Person ...« Sie stockte und befühlte wieder ihr Gesicht.

»Hören Sie auf damit.«

Sie ließ ihre Hand sinken. »Wenn ich Ihr Telefon benutzen darf, spreche ich mit ihr.«

»Nur zu«, brummte er.

Er zog die Vorhänge zurück und starrte hinaus in den Schneesturm. Hecken und Rinnsteine waren jetzt schon von einer dicken Schneeschicht bedeckt, und die Häuser in der Umgebung sahen aus wie auf einer Weihnachtskarte. Plötzlich fluchte er laut. Er haßte England, er haßte diese Enge und übertriebene Sauberkeit, diese schmalen Straßen, auf denen er Platzangst bekam, und diese ordentlichen Häuser, haßte diese Bäume, die von Hecken eingerahmten Felder, die scharf gezogenen Grenzen. Einen Schneesturm in Finnland oder Kanada, ja, den hätte er ertragen, vielleicht sogar genießen können - ein Schneesturm in England aber war unerträglich: Der sowieso schon viel zu kleine Spielraum, der einem blieb, um sich frei zu bewegen, wurde nun von diesem gottverdammten, erstickenden, blendenden Schnee ausgefüllt.

Er hörte eine Stimme hinter sich. »Großmama? Bist du das, Boba? Tut mir leid, daß ich dich aufgeweckt habe, meine Liebste.«

Scheißdreck! Warum gab er ihr nicht einfach die Papiere und machte, daß er von hier fortkam? Aber dann würde er vielleicht nie den Kwammang-a in die Finger bekommen.

Einen Augenblick später spürte er, wie sie seinen Arm berührte. »Kommen Sie mit«, sagte sie.

Bertha Factor stand auf dem Namensschild. Es befand sich in einem kleinen Kasten über der Mezuzah, der kleinen Schriftrolle, die manchmal als Glücksbringer vor jüdischen Wohnungen hängt. Er war verblüfft. Fanden denn die Überraschungen heute gar kein Ende?

Sylvia, die einen Schlüssel zu der Haustür hatte, schloß auf und führte ihn durch einen Gang ins Wohnzimmer. Es war alles da: die Menora, der siebenarmige Leuchter auf der Konsole, die silbernen Kandelaber, die schweren

Spitzen, die handgestickte Tischdecke, der üppige Leuchter an der Decke.

Die Frau, zu der Sylvia ihn gebracht hatte, paßte genau zu diesem Haus: eine Jüdin aus der Mittelschicht, respektabel und solide. Sie saß in einem Schaukelstuhl, würdevoll trotz ihrer fülligen Figur. Um die Sechzig, überlegte sich Kramer. Eine gewitzte, intelligente und energische Frau.

Sie wurde blaß und rang nach Luft, als sie Sylvias Gesicht sah. »Um Gottes willen, Babella!« Sie erhob sich verblüffend schnell, eilte durch das Zimmer und schloß das Mädchen in die Arme.

»O Boba!« Sylvia legte ihr Gesicht an die Schulter der Frau und klammerte sich einige Minuten lang zitternd an ihr fest.

»Mein Name ist Bertha Factor«, sagte die Großmutter schließlich und sah mit ihren kohlschwarzen Augen Kramer an. »Was ist mit Sylvia passiert?«

»Boba, ich bin überfallen worden. Sie haben mir mein ganzes Geld abgenommen. Ich hatte es von der Bank geholt, verstehst du? Mir geht es gut. Du brauchst dir wegen mir keine Sorgen zu machen.«

»Jetzt hört euch das Kind an! Das ganze Gesicht zerschunden – und da sagt sie, ich soll mir keine Sorgen machen. So weit ist es schon gekommen ...«

»Boba, das ist der Mann, von dem ich dir erzählt habe«, unterbrach Sylvia sie. »Der Mann mit den Papieren, Mr. Kramer.«

Kramer stellte fest, daß er unwillkürlich dem Blick dieser Augen, die so hart wie Achate geworden waren, auswich.

Bertha wandte sich ab, führte ihre Enkelin zu einem Sessel, holte ihr schnell Aspirin und ein Glas Wasser und überschüttete sie schließlich mit Fragen. Dabei ignorierte sie Kramer, der sich immer unwohler fühlte.

Erst als sie alle bei einer Tasse Kaffee saßen und Bertha sicher sein konnte, alles Menschenmögliche für das

Wohlergehen ihrer Enkelin getan zu haben, sprach sie ihn wieder an. »Also, Mr. Kramer, Sie sind hier in eine Familientragödie hineingestolpert, und zwar in die Tragödie einer Familie, die aus ebenso einflußreichen wie hartnäckigen Menschen besteht. Diese Menschen sind sogar hartnäckiger als Sie, Mr. Kramer, und sie sind schlauer. Aber ihre Gefühle sind mit ihnen durchgegangen.« Einen Moment lang taxierte sie ihn mit ihren klugen Augen, musterte die starken, sonnengebräunten Hände, die hagere Gestalt und die verschleierte Augen, die manchmal fast unmerklich ihre Deckung aufgaben. »Ich bezweifle, daß Sie diese Menschen verstehen würden. Ehrlich gesagt, gelingt selbst mir das nicht einmal immer, obwohl es sich schließlich um meine Familie handelt.«

Kramers Augen weiteten sich.

»Ich sehe, Sie sind überrascht«, sagte Bertha. »Unglaublich, nicht wahr? Trotzdem ist es die Wahrheit ...«

»Boba!« unterbrach Sylvia sie mit schriller Stimme. »Laß das doch bitte jetzt! Du verschwendest nur Zeit. Wir müssen ihm die Papiere abkaufen.«

»Er ist nicht gekommen, weil er Geld haben will, Babella.« Bertha lehnte sich zurück und beobachtete ihn feindselig. »Nein, Mr. Kramer ist hergekommen, weil er sich seiner Sache nicht sicher ist. Er will nur herausbekommen, wer für ihn der beste Geschäftspartner ist. Ist es nicht so, Mr. Kramer?«

Kramer räusperte sich und stellte seine Tasse ab. Veilchenblaue Augen beobachteten ihn mit einem Ausdruck, der ihm so gar nicht behagte.

»Ich glaube, daß Sie mir die Papiere verkaufen werden, wenn ich Ihnen unsere Geschichte erzählt habe«, fuhr Bertha fort. »Es ist eine lange Geschichte. Sie reicht zurück bis Walvis Bay im Jahre 1940.« Sie drehte sich zu ihrer Enkelin um und runzelte die Stirn. »Weine nicht, Sylvia. Wir werden diesem Mr. Kramer hier erzählen, was er

wissen will, und dann werden wir beraten, wie es weitergehen soll.«

Sylvia nickte wortlos.

»Das war eine schreckliche Zeit. Im März 1939 war Hitler-Deutschland in der Tschechoslowakei eingefallen. So viele Menschen versuchten zu fliehen. Nur wenigen ist es gelungen, und zu ihnen gehörte Marika. Sie hatte das Glück in einen Zug voller jüdischer Kinder gesteckt zu werden, die auf der Flucht waren und zu Pflegeeltern in Afrika geschickt wurden. Oder war es gar kein Glück – sondern Schicksal? Ich weiß es nicht. Wenn man so alt ist wie ich, Mr. Kramer, fängt man langsam an, eine Ordnung in den Dingen zu erkennen. Auch Sie sind Teil einer Ordnung und haben Ihre Rolle zu spielen.«

Kramer stellte seine Tasse auf das Tablett und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er hätte sich gewünscht, daß das Feuer nicht so warm, die Luft nicht so schlecht und er selbst nicht so müde gewesen wäre. Er hatte einen schweren Tag hinter sich. Zuerst Claire, dann Marika Magos, und nun auch noch diese unglaublich schöne junge Frau, die man in seiner eigenen Wohnung verprügelt hatte. Er hatte Mühe, sich auf die Worte der alten Dame zu konzentrieren. Er war so müde. Wenn sie doch nur endlich zur Sache käme!

Kapitel 4

Walvis Bay, 25. Januar 1940

Der Nebel hing schwer über den Hafenanlagen und ließ den ganzen Ort noch abweisender aussehen, als er ohnehin wirkte. Die Häuser schimmerten in verschiedenen Grautönen, die mit dem Grau des Meeres verschmolzen, so, als wollte die Natur den plumpen Versuch der Menschen vergessen machen, hier, wo die Küste am abschreckendsten war, festen Fuß zu fassen.

Dem enttäuschten Blick des Mädchens blieb, als das Frachtschiff um den Kai fuhr, nichts verborgen. Unfreundlich und abweisend lag vor ihm die Stadt - oder Ort, an dem nicht einmal ein Baum wuchs. Das Mädchen sah die langgestreckten Lagerhäuser, den Hafen mit den Walfängern und den Fischerbooten, dahinter ein paar Wohnhäuser und andere Gebäude - und sonst nichts als Sanddünen, die sich unter einem grauen Himmel in alle Richtungen erstreckten.

Das also war Afrika! Tausendmal hatte sie sich diesen Teil der Welt vorgestellt, aber selbst in ihren schlimmsten Alpträumen hatte es nicht so furchterregend ausgesehen wie hier. Während das Schiff anlegte, ging die Sonne auf, riesig, gnadenlos und blutrot, der Nebel verschwand, und die Siedlung in ihrer ganzen primitiven Trostlosigkeit lag mit einemmal entblößt da. Marika schloß die Augen und hielt sich die Ohren zu, aber sie konnte dem Geschrei der Möwen, dem Donnern der Brandung und dem Heulen der Schiffssirene nicht entfliehen.

Sie spürte eine Hand auf ihrer Schulter und sah in die besorgten Augen der freiwilligen Helferin, die sie zusammen mit fünfzehn anderen Flüchtlingskindern über die Schweiz in ihre neue Heimat gebracht hatte.

»Schau! Da wartet jemand auf dich«, sagte die Frau mit sanfter Stimme auf deutsch.

Marika drehte sich brüsk um. Sie haßte die deutsche Sprache, und sie reagierte grundsätzlich nicht darauf, wenn sie darin angesprochen wurde. Sie klammerte sich an der Reling fest, schloß wieder die Augen und versuchte, das Bild der Frau auszulöschen, die seit mindestens einer Stunde, seitdem das Schiff eingelaufen war, regungslos am Kai stand.

Sie ist so häßlich wie die Stadt, in der sie wohnt, überlegte sich Marika. Eine gedrungene Frau in einem blauen Safari-Anzug mit rotem, fleckigem Gesicht und viel zu kurz geschnittenem schwarzem Haar.

Das Frachtschiff war schon seit sieben Tagen überfällig, und an jedem dieser Tage hatte die Frau morgens hier im Nebel gestanden, angestrengt auf das Meer hinausgestarrt und dafür gebetet, daß das Schiff den deutschen U-Booten entkommt und ihre kleine Tochter sicher hierherbringt. Die Frau hieß Bertha Factor. Zusammen mit ihrem Mann Irwin führte sie den einzigen Import- und Exportladen in Walvis Bay.

An diesem Morgen spürte Bertha weder den Sand, der ihr beißend ins Gesicht wehte, noch die Sonne, die, obwohl es erst neun Uhr war, schon unangenehm brannte – denn irgendwo auf diesem Schiff dort war ihre Pflögetochter.

Ihre Tochter! Damit wurde ein Traum Wahrheit, den sie fünfzehn Jahre lang geträumt und eigentlich schon fast aufgegeben hatte. Und so sprudelten nun die seit Jahren unterdrückten Mutterinstinkte in ihr über, so, wie manchmal in einem ausgetrockneten Flußbett unerwartet eine Quelle durchbricht.